

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 6 (1902)

**Artikel:** Fern von Neste  
**Autor:** Ribaux, Adolphe  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-575975>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 29.01.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Diese Bauern trugen Ziegenfelle, große, niedergekrämpfte Filzhüte, sie gingen oft barhaupt, die Brust bloß, dem Winde preisgegeben. Ein farbiges Herz Jesu war auf ihr Kleid genäht, ein rotes Tuch um ihren Hals geschlungen. Sie sahen wie „Räuber“ aus.

Der Name verblieb ihnen.

Diese Briganten wurden durch Heilige geführt. Dies waren der unerschrockene, ritterliche La Rochejacquelein, ein zwanzigjähriger Marquis, Cathelineau, ein Hausierer, der Heilige vom Anjou, dann der Marquis von Lescaur, der Heilige von Poitou, der Marquis von Bonchamps, ein christlicher Held, D'Elbée genannt der General Vorführung, Stofflet, der frühere Wildmeister von Maulverrier, und endlich Charette!

Während des Gefechtes hielten ihre Priester die Arme gen Himmel gestreckt, die im Dorf zurückgebliebenen Weiber füllten die Kirchen, fielen auf die Scholle nieder beim ersten Musketenfeuer, und die ganze Vendée, im Gebet vereinigt, rief dem ewigen Heerführer zu: „Segne unsere Waffe!“

Wie geschah es, daß dieses fromme, sittenreine Volk sich hinreißen ließ, diesen blutigen verhängnisvollen Krieg anzufangen? Es lebte im Frieden des goldenen Zeitalters in diesem herben, vom Ozean begrenzten Bocage, wo die Menschen im Thal pflügen, am Strand fischen und auf der Heide jagen.

Die Revolution war in Paris ausgebrochen. Man entfernte die Priester, die sie verehrten, schaffte die Herren ab, denen sie gerne dienten, man köpfte den König, den sie liebten, und beschimpfte den Gott, den sie anbeteten!

Man verlangte all ihre Söhne zum Krieg. Sie lehnten es ab, mit den Gottlosen und den Königsmördern zu ziehen. Sie empörten sich gegen Paris. Dort wurde ja die Vernunft zur Gottheit erhoben und das Göttliche entheiligt.

Dort sang man das „Ca ira!“ — hier waren sie beim „Ave Maria“ stehengeblieben. Ihre altertümlichen Türme zeigten nicht die Pariserzeit an. Dantons Finger hatte den Zeiger nicht gerückt auf ihrer Sonnenuhr. Die Stunde des Gebetes läutete noch für sie, dieweil von der hohen Warte der Notre-Dame die Sturmglocke des Schreckens heulte. Wohl war es der Krieg der Unwissenden, welche die Pechfackel des Fanatismus der Leuchte der Vernunft vorzogen, der Krieg der Blinden, die das Licht nicht sahen, das man ihnen anbot. Aber sie besaßen ein innerliches Licht: den Glauben. Und hatte auch Voltaire gelacht und Rousseau gepfiffen, ihr schönes Licht war nicht erloschen.

Sie waren unwissend, konnten ihre Finke nicht von der Rechten unterscheiden, sie nährten sich aus Schwarzkorn und sprachen eine tote Sprache; aber sie lebten in

Frieden. Die meisten konnten nur in den Sternbildern, in den Wolken und in den Pflanzen lesen, sie schrieben mit dem Pflug, zeichneten Furchen, und ihre Bücher waren Ernten, und ihre Werke hießen: Brot!

Sie kannten nichts, rein nichts.

Aber sie kannten Gott.

Königtum und Glaube herrschten seit vierzehnhundert Jahren, und plötzlich sagte man diesen Bauern: „Gott existiert nicht, und die Könige sind gut zum Köpfen!“

Sie wollten es nicht fassen.

Sie waren von jeher allen Neuerungen abhold: ist Gott neu? Man wollte die Leuchte der Vernunft in ihre Finsternis bringen, sie verschmähten diese Helle. Man vergaß, daß ihre Finsternis wie ihre geheimnisvollen, fürchterlichen Wälder aussah: die Sonne durchdrang sie mit goldenen Speeren, die weiße Dame schritt durch die schattigen Gründe, und die Feen badeten ihre Schönheit in der schlummernden Flut ihrer Weiber.

Die altehrwürdige Wahrheit sprach noch zu ihnen durch die Sterne, stieg empor aus dem Abgrund der Zeiten, der Gott des Hirten Amos sprach zu ihnen, dieweil Paris unter Robespierre's Stimme erbebt.

Gott war im Wind, der ihre Täler reinigte, er war in der Wärme, die die Samen sprossen ließ, im Schoß der Erde, in der Sonne, die die öde Heide zu blühen zwang, im Nebel, der über dem Moor schwebte, im Schnee, der das Bocage weich umhüllte.

Sie konnten ohne Gott nicht bestehen.

Er war ihr Korn, ihre Wolle, ihr Flachs, ihr tägliches Schwarzbrot, sie würden ohne ihn nackt und hungrig sein, und ihr Land würde zum Dorngehege.

Darum standen sie alle auf und schwangen drohend ihre Sensen, als man ihnen Gott mit Gewalt entreißen wollte.

Doch erst im Jahr des Schreckens dekretierte die Vendée die Gegen-Revolution. Das fromme Dorf lehnte sich gegen das gottlose Paris auf!

Sie dachten nur an die künftigen Gefechte an diesem Maimorgen, wo sie auf dem Platz von Bressuire ihre Marie-Jeanne, die Siegreiche, Gottgesandte mit blühendem Weißdorn und Rosenkränzen umwanden.

Sie wähten sich unbesiegbar: bald würde ihre Fahne auf allen Zitadellen Frankreichs flattern, und ihr kleiner König befreit, zöge aus dem Gefängnis, um den Thron seiner Väter wieder einzunehmen.

Einst würde dann der König das tapfere Bocage mit seiner Anwesenheit beehren, er würde es mit dem teuer erkauften Namen der „Vendée“ taufen und den schlummernden Scharen und dem Volk der Ueberlebenden zurufen: „Meine Kinder, ich bin mit euch zufrieden!“

(Fortsetzung folgt).

## Fern vom Neste.

Novellette von Adolphe Ribaux, übersezt von Emma Wiepfing.

Der Palast San Giorgio in Genua liegt zwischen der Börse und dem belebtesten Teile des Hafens. Im vierzehnten Jahrhundert wurde er von der Handelsaristokratie gegründet; die untern Räume waren für die berühmte Bank San Giorgio bestimmt, der man eine glänzende Zukunft prophezeigte, die aber infolge der Bürgerzwistigkeiten jener traurigen Zeit schnell zu Grunde ging.

Der Palast San Giorgio, der im venezianischen Stil, leicht und imposant zugleich, erbaut ist, zählt heutzutage zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt; er sollte von den Reisenden noch mehr beachtet werden. Im Erdgeschoß befindet sich das Archiv, im ersten Stock sind schöne, mit Fresken geschmückte Säle, deren größter viele Büsten berühmter Männer enthält, die aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammen. Der übrige



Das Kind beim Anziehen. Oelgemälde von Alfred van Muyden (1857), s. o. S. 14.

Teil des Gebäudes ist dem Zollamt zugewiesen, das dort eine ganze Brigade unterbringt und zwar nicht die kleinste dieser großen Handelsstadt.

Es ist halb acht Uhr abends. In dem alten Palaste thut sich eine fieberhafte Bewegung kund. Im Speisesaal ist das Mahl eben beendet, ein einfaches Mahl, das nur aus Bohnensuppe und Risotto besteht. In den Gängen und auf den Treppen, die von übeln Küchengerüchen erfüllt sind,

eilen die Zollbeamten hin und her; einige sind sehr lustig, weil sie die Erlaubnis haben, bis Mitternacht fortzubleiben — es ist Karnevalszeit, und alle Theater sind geöffnet — andere haben während des Nachmittags freie Stunden gehabt, die auf verschiedene Weise verbracht worden sind. Einer ist mit dem Liebchen spazieren gegangen, der andere hat seine Eltern besucht, ein dritter hat Billard oder Karten gespielt, ein vierter hat sich ein Glas Wein geleistet, alle kehren nur widerwillig

in die düstern Mauern zurück. Man hört lebhaften Wortwechsel und allerlei Einwendungen. Dieser soll eine einfache oder verschärfte Gefängnisstrafe antreten von acht bis vierzehn Tagen — wenn es nicht noch mehr ist! — jener ist ärgerlich, weil ihm der Urlaub nicht bewilligt worden, auf den er sicher gerechnet. Die Post ist angekommen, die Briefe werden verteilt; Freude oder Enttäuschung malt sich auf den verschiedenen Gesichtern. Um acht Uhr soll ein Trupp hinuntergehen, um den Dienst zu versehen, ein anderer soll ihn ablösen. Die Zollbeamten, die den Posten beziehen, haben die einfache Uniform angelegt, die Mütze anstatt des Federnhutes, den Regenmantel von graublauem Tuch; denn der Frühling läßt noch auf sich warten, und der Wind weht kalt, jene schreckliche Tramontana, die in Genua mit Recht gefürchtet wird. Die Posten für die Nacht werden aufgerufen.

„Vincenzo Tiburzi, nach der Strega!“

„Nach der Strega, Signor Maresciallo?“ ruft der kleine Zollwächter und zittert am ganzen Körper.

„Gewiß!“ antwortet sein Vorgesetzter. „Rate Ihnen aber, nicht wieder wie in der letzten Woche davonzulaufen unter dem Vorwande, daß dort Gespenster umgehen! Seit einiger Zeit ist es freilich in Genua Sitte, daß diejenigen, die des Lebens überdrüssig sind, sich von jener Mauer hinunterstürzen; aber die Toten werden nicht wieder lebendig, und ein Soldat darf nicht abergläubisch sein, das ist gut für die Weiber!“

„Neberall, wohin Sie wollen, Signore, nur nicht dorthin, wenigstens heute nicht!“

Der Maresciallo runzelt die Stirn; es ist ein dicker, vollblütiger Mann, mit roten Backen, der bei jeder Gelegenheit aufbraut.

„Einwendungen, wenn ich befohlen habe? Was soll das bedeuten? Vorwärts und keine Dumtheiten gemacht! Man ist das erste Mal wohl zu nachsichtig mit Ihnen verfahren: weil Sie noch ein Neuling sind, weil Ihre Kameraden Ihnen Schauererzählungen von den Selbstmördern erzählt hatten, deswegen sind Sie mit einer gelinden Strafe davongekommen. Geschieht es aber zum zweiten Male, so werden Sie vier Wochen bei Brot und Wasser eingesperrt und dann in strenger Zucht gehalten. Gerade, um Sie daran zu gewöhnen, werden Sie wieder an denselben Platz geschickt, und Sie werden dorthin gehen! Verstanden?“

„Um Gottes willen, Signor Maresciallo!“

„Kein Wort mehr!“

Das Drapello wird gebildet, die Musketen leuchten in der Finsternis. Bleich und zitternd wie Espenlaub tritt Vincenzo in die Reihe, um in der dunkeln Nacht am Fuße des Muraglione della Morie, der Todesmauer, Wache zu stehen.

\* \* \*

Die Todesmauer liegt noch weiter hinaus als die Werft, wo die großen Schiffe neu angestrichen werden, noch weiter als die Batterien der Strega, ganz unten, an der Mündung des Bisagno.

Auf hundert Schritte zur Rechten ist die Aussicht großartig, bei Tage sowohl wie bei Nacht. Von Carignano bis zum Leuchtturm — Lanterna, wie die Genueser sagen — erblickt man die amphitheatralisch gebaute Stadt, die den Golf lächelnd umschließt, La Superba, mit den buntpfarbigen Häusern, den Palästen der alten Patrizier, den zahlreichen Glockentürmen. Hin und wieder sieht man Gärten mit südlichem Pflanzenwuchs, wo die Magnolien wuchern, wo die Palmen gedeihen, wo — besonders in der Willetta di Negro — die dichten Oleandergebüsche an Sizilien und die ionischen Inseln erinnern. Darüber erheben sich Hügel mit bunten Villen zwischen Feigen-, Mandel- und Delbäumen, die mit einem kriegerischen Diadem bekränzt sind, den unüberwindlichen Festen, deren Rinnen sich leuchtend vom blauen Himmel abheben. Auf der andern Seite liegt der belebte Hafen; zahllose Warenballen sind dort am Ufer aufgestaut, die Kaufleute und Packträger eilen geschäftig hin und her, man sieht ein unbedringliches Gewirre von Masten und rauchenden Schornsteinen, ab und zu hört man die Salven der Kriegsschiffe, den schrillen Ton der Dampfpfeifen, und langsam setzen sich die mächtigen Schiffe in Bewegung, die nach dem fernen Amerika, dem sagenreichen Orient und dem fabelhaften Australien ziehen. Alles

ist in klares Licht getaucht; wunderbar schön sind dort das strahlende Morgenrot, das Gold der untergehenden Sonne und in klaren Nächten die unzähligen Sterne am Himmel, die sich in dem ruhigen Gewässer spiegeln. Wer das einmal gesehen, vergißt es gewiß nie wieder!

Aber an dem Ort, wo der kleine Zollbeamte Schildwache steht, kann man dies Bild nicht bewundern. Drüben, längs dem Corso Aurelio Saffi, fahren die elektrischen Bahnen von sieben morgens bis Mitternacht; man hört sie kaum. Die Stadt ist vollständig verdeckt. Links zieht sich der gewerthätige Vorort La Foce hin, der einen unfreundlichen Mblick bietet. An dieser Stelle ist die Küste unzugänglich wegen der vielen Klippen, man steht dort weder Baum noch Strauch, nicht einmal einen Grashalm. Nichts als Felsen und Gestein, zwischen denen sich ein kaum bemerklicher Fußsteig hinschlängelt, der einigen Anglern als Standpunkt dient. Dort erhebt sich ein viereckiges, schmuckloses Häuschen; der Zollwächter, der vier Dienststunden an diesem unwirklichen Ufer zugebracht hat, kann darin die folgenden vier Stunden ausruhen, während ein Kamerad ihn ablöst. In einem kleinen Zimmer findet er ein Feldbett, auf das er sich ermattet wirft; wohl dem, der dort ruhig schlafen kann, ohne von bösen Träumen verfolgt zu werden!

Vincenzo liegt mit offenen Augen und träumt.

Er denkt an seine Kindheit, seine Jugend, an die glücklich verbrachten Jahre, an seine Mutter, seinen jüngern Bruder, an das ferne Dorf, das er leidenschaftlich und ungestüm liebt, wie nur ein Bauer seine ländliche Heimat lieben kann. Der Vater — ein Gendarm, alle Achtung! — war sehr jung gestorben bei der Verfolgung von Straßenräubern. Die Witwe bezog eine unbedeutende Pension, da hieß es, sich tummeln. Sie bebaut das Gartenland, das mit einer arbeitsigen Hütte ihr einzig Hab und Gut bildete; die Weisen suchten Feldfrüchte, Heilkräuter und Alpenveilchen, deren es gar viele in den naheliegenden Gehölzen gab, oder sie dienten den Fremden als Ciceroni; auf diese Weise konnten auch sie einige Soldi verdienen. Die Armut war groß, man konnte nicht jeden Tag ein Stückchen Fleisch im Topfe haben; die Mutter ging elend gekleidet, die Kinder liefen barfuß herum. Und doch, wie köstlich war diese Zeit gewesen! Und wie wunderbar schön ist das Albanergebirge, wo der Nemi- und Albanersee wie Edelsteine glänzen, zwischen den Delbäumen und Steineichen, mit denen ihr Ufer bewachsen sind. Von dort aus erblickt man die unendliche Campagna, gleich einem grünen Ozean, durchzogen von den berühmten Ruinen der alten Wasserleitung, und in der Ferne sieht man das ewige Rom, das in gewisser Beleuchtung so nahe erscheint, daß man zuweilen wie in einem goldigen Schimmer die mächtige Kuppel der Peterskirche unterscheiden kann. Ja, ja, Vincenzo war in diesem Ländchen sehr glücklich gewesen, wo Friede und Ruhe alles verschönt; glücklich mit seiner Mutter, die noch jung an Jahren war, wenn auch frühzeitig gealtert durch Kummer und Sorgen, glücklich mit seinem Brüderchen Pippo und einer kleinen Freundin Gioconda, die in ihrem roten Kleide und weißem Häubchen so zart und lieblich wie eine Frühlingsblume war, und die vielleicht später . . .

Dann war Vincenzo in das Alter gekommen per fare il soldato. Bei der Infanterie würde er täglich zwei Soldi verdienen haben; der Zollwächter bekommt monatlich sechzig Lire. Vincenzo war noch so kindlich, daß ihn hauptsächlich die aufgeputzte Uniform mit den gelben Schnüren lockte, vor allem der glänzende Federhut! Sechzig Lire waren in seinen Augen ein Vermögen, von dem er seiner Mutter genügend schicken konnte, um im Wohlstand zu leben, außerdem von Zeit zu Zeit seiner geliebten Gioconda ein regaluccio, ein kleines Geschenk. So war er Guardia di finanza geworden, zuerst in Neapel, im Deposito, wo die Neulinge im Zollfach ihre Lehrjahre durchzumachen haben, dann in der Provinz Ferrara, unweit des Comacchio-Sumpfes, einer melancholischen, ungesunden Gegend, wo alle unter der Malaria leiden. Schließlich hatte man ihn nach Genua geschickt, wo das Leben vielleicht lustiger, der Dienst aber viel anstrengender war.

Ah, seine hübsche divisa kam ihn teuer zu stehen! Der verführerische Federbusch drückte ihn fast nieder!

(Fortsetzung folgt).



DIE SCHIFFER.  
1872 G.

**Marine.**

Gemälde von Joh. Jakob Altrich.  
Im Besitz der Zürcher Kunstgesellschaft.